Große Erfindungen.

Für die großen umwälzenden Erfindungen hat meist die Allgemeinheit nicht gleich das rechte Verständnis bewiesen. Mancher Erfinder hat ein Leben voller Arbeit und Entbehrung mit dem Sterben im Elend besiegelt, und auch solche, die zu ihrem Ziele durchgedrungen sind, haben eine bittere Schule des Mißtrauens und der Verkennung durchmachen müssen.

So ging es z. B. Sir Henry Bessemer mit seinem die ganze Stahlindustrie umwälzenden Verfahren. Von welchem Einfluß der „Bessemerprozeß" auf die Stahlindustrie war, geht wohl am besten aus den Tatsachen hervor, daß z. B. in England die Stahlerzeugung durch ihn auf das Achtzigfache emporschnellte und der Preis um das 7½fache herunterging. Aber niemand wollte sich zunächst zur Anerkennung der Vorzüge des neuen Verfahrens und zu seiner Anwendung bequemen, und so blieb Bessemer nichts weiter übrig, als selbst eine Fabrik zu errichten, in ihr Stahl zu fabrizieren und seine Konkurrenten zu unterbieten. Er erzielte trotzdem immer noch Verdienste von fabelhafter Höhe. So bewies er den Wert seiner Patente, die ihm im Laufe der Jahre unermeßliche Reichtümer einbrachten.

Einer der Erfinder des Kinematographen, C. F. Jenkins, hatte nach vierjährigen mühevollen Versuchen endlich seine Maschine praktisch anwendbar gestaltet. Aber nun begann erst seine Qual. Alle Reklame schien hier zu versagen. Die lebende Photographie war eben etwas so Neuartiges, daß sie sich durch Worte nicht beschreiben, sich auch mit Vorhandenem nicht vergleichen ließ. Das Publikum blieb der Ansicht, es handele sich um nichts anderes als eine Art Laterna magica, an der ein Bild nach dem anderen vorbeigezogen würde. Das erste öffentliche Kino wurde 1895 zu Atlanta auf der Ausstellung der Baumwollstaaten vorgeführt. Das Publikum wollte keinen Eintritt bezahlen. Man öffnete die Türen und ließ es umsonst ein und ersuchte es nur, beim Ausgang zu bezahlen, sofern es sich von dem Gebotenen befriedigt fühlte. Aber nicht nur die vergeblichen Versuche, seine Erfindung populär zu machen, auch die ewigen Prozesse, die er um seine Patente führen mußte, machten Jenkins das Leben zur Qual, und so verkaufte er schließlich seine Maschine bedingungslos für 5500 Dollars.

Alfred Nobel hatte sich die fabrikmäßige Herstellung der Sprengstoffe zur Aufgabe gemacht; nicht an Krieg und Zerstörung von Menschenleben dachte er dabei. Ihm als Techniker lag vielmehr der Bergbau nach modernem Verfahren, der Bau von Kanälen, Eisenbahnen und dergleichen am Herzen. Ehe er sein riesiges Vermögen zusammen hatte, mit dem er die „Nobelpreise" für Fortschritte in den Wissenschaften stiftete, hatte er unzählige Fehlschläge und Enttäuschungen durchzumachen, die ihn um so schwerer treffen mußten, als er von nur zarter Gesundheit war. Bei seinen 25 Jahre lang betriebenen Experimenten mit Nitroglyzerin litt er dauernd an den heftigsten Kopfschmerzen, wie sie auch weniger nervöse Menschen bei der Berührung mit Nitroglyzerin davontragen. Trotz dieser ständigen körperlichen Leiden und der steten Gefahr, durch sein Versuchsmaterial in die Luft gesprengt zu werden, verfolgte er zäh sein Ziel. Nur durch Zufall entrann er mehrmals dem Tode. Schon in der ersten Zeit seiner Forschungen hatte er die Gefahr unzeitiger Explosionen beim Nitroglyzerin zu großem Teil beseitigt, und eine Schiffsladung seines Präparates ging nach Chile ab. Aber mitten im Weltmeer flog sie auf, und nun wandte sich alles gegen ihn. Niemand wollte seinen Sprengstoff anwenden. Nobel ließ sich nicht entmutigen. Er gab zu, daß er seine Aufgabe nur unvollkommen gelöst habe, und arbeitete weitere 10 Jahre daran. Da traf ihn ein zweites Unglück, das ihn wieder um 10 Jahre zurückwarf: seine Fabrik explodierte, und wieder wandte sich die industrielle Welt von ihm ab. Aber der Bedarf an Sprengstoffen für technische Werke, Bergbau, Straßenbau im Gebirge, Kanäle u. a. m. brachte doch nach und nach das verhältnismäßig sichere Sprengmittel Nobels in Aufnahme und schließlich zu allgemeiner Anwendung.

Im Vertrauen.

Tadeln und Schelten. Zweifellos rächt sich keine Unterlassungssünde in der Erziehung des Kindes so bitter und folgenschwer wie die, dem Kinde jeden Tadel fernzuhalten, seine Entschlüsse kritiklos gutzuheißen und womöglich noch seine Ungezogenheiten zu beschönigen. Denn dadurch wird in der Charakterssphäre des jungen Menschenkindes nicht nur ein krankhaft starker Eigenwille, Eigenliebe und Dünkel großgezogen, sondern in der Seele des Kindes wird auch noch das Gefühl für Gut und Böse des eigenen Tuns verkümmert. Ein Kind, das man nur immer schwachmütig gewähren läßt, und in dessen Ohren jederzeit nur süßes Lob klingt, kommt zu seinem Unglück erst sehr spät dazu, entscheiden zu können, ob es sich eigentlich gut oder schlecht benimmt. Es wird möglicherweise zum Tyrannen auswachsen, seine schlechten Eigenschaften und Handlungen noch prahlerisch beschönigen und weitaus mehr seinen Rechten als seinen Pflichten leben. Bevor in einem solchen gründlich verbildeten Menschen der rechte sittliche Wille und das sittliche Urteil erwachen, kann er der Menschheit schon den ärgsten Schaden zugefügt haben und auf Wege geleitet sein, von denen er schwerlich wieder zurückkommt. Aber andererseits hat auch schon ewiges Tadeln und Schelten viel Unheil bei jungen Menschenkindern angerichtet. Es gibt Erzieher — Eltern wie Lehrer —, denen das Ausschelten, abfällige Kritisieren und Räsonieren zur zweiten Natur geworden ist. Sie halten jede Anerkennung gegenüber einer Leistung des jungen Menschen für unangebracht und leiten irrtümlicherweise alles Unglück jugendlicher Verwahrlosung davon ab, daß unsere Jugenderziehung keine „spartanische" ist. Wie schon mancher Baum durch fortgesetztes Beschneiden und Verstümmeln zugrunde gegangen ist, so ist schon manche junge Menschenpflanze durch fortgesetztes Schelten, Tadeln, Nörgeln zugrundegerichtet worden. Wir sollten doch bedenken, daß schon die kulturelle Entwicklung die Jugend von Jahr zu Jahr mehr belastet und mit allzu vielen Eindrücken überreizt. Die kindliche Seele ist so zart, das Kindergemüt so weich! Wir haben schon so viele bleichsüchtige, entnervte, altkluge Kinder, denen die naive Jugendlust ganz abhanden gekommen zu sein scheint! Kommt hierzu noch eine Erziehertätigkeit, die zum großen Teile in einem fortgesetzten Tadeln, Schelten, Nörgeln und Strafen besteht, so wird trotz aller Willensbäumung einer Degeneration nur Vorschub geleistet!

Anno dazumal

Heiratsmarkt in Rußland. Noch zu Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts herrschte in St. Petersburg eine eigentümliche Sitte, die aus den Zeiten Peters I., des Gründers der Stadt, übernommen zu sein schien — eine Zurschaustellung der heiratsfähigen jungen Mädchen am Pfingstsonntage behufs Anknüpfung von Ehebündnissen. Es ging dabei folgendermaßen zu: Sammelplatz war der Sommergarten, wo die Mädchen in ihrem besten Staate, begleitet von ihren Eltern oder einem andern älteren Mitglieder der Familie, erschienen. Sie trugen dabei gewöhnlich Bündel silberner Teelöffel, einen silbernen Kochlöffel oder ein anderes luxuriöses Stück aus der Wirtschaft in der Hand, zum Beweise, daß sie ihrem Gatten auch etwas an Wertgegenständen mitbrächten. Die heiratslustigen Junggesellen schlenderten nun gemächlich durch die Reihen, die Mädchen begucken. Gefiel dem einen oder dem anderen diese oder jene, so wandte er sich keineswegs direkt an sie, sondern zunächst an gewisse ältere Personen, die als Vermittlerinnen dienten, entweder aus Freundschaft oder für bestimmte Sporteln. Er erkundigte sich nach den Familienverhältnissen, namentlich aber nach der Mitgift seiner Erkorenen, gab aber auch zugleich über seine Person und sein Vermögen Auskunft. Entsprachen die Mitteilungen hüben oder drüben nicht den gestellten Ansprüchen, so zuckte man die Achseln und trennte sich wieder; aber auch bei befriedigenden Nachweisen wurde noch nichts entschieden. Es konnte ja sein, daß das Mädchen mehrere Bewunderer anzog. War das der Fall, so wurde am Abend Familienberatung gehalten, wobei man ruhig und gelassen die Anerbietungen jedes Junggesellen abwog und dann dem am besten situierten das Mädchen zusprach. Nur äußerst selten machte die Braut gegen den solcherweise ausgesuchten Bräutigam einen Einwand.

Rätselecke.

Zwei Schwestern sind mir wohlbekannt,
Die armen sind zwar ohn' Verstand,
Lebendig doch; sie schaffen viel
In Arbeit, im Gebet, im Spiel.
Ganz gleich an Größe, an Gestalt.
Nicht gleich geschickt und doch gleich alt,
Ich kenne auch ein Brüderpaar,
Das gleicht den Schwestern auf ein Haar
An Größe wohl, an Farbe nicht;
Die Brüder sind dunkel, schwarz oder licht.
Zum Schutz der Schwestern sind sie da,
Und auch zum Schmuck man sie ersah.
Wem einst die Schwester den Bruder warf,
Der mußte kämpfen erbittert und scharf.

(Auflösung des Rätsels in nächster Nummer.)

Unterhaltungs-Beilage
zum
Allgemeinen Anzeiger
und
Schalksmühler General-Anzeiger.

Nr. 28. | Druck und Verlag: Wilh. Bell jr., Halver i. Westf. | 1922.

Der Diamantenmacher

Roman von Wilhelm Rubiner.

(28. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Sie hatte keine Geduld, bis zum nächsten Tage zu warten. Sie machte sich sofort auf den Weg und ging, ohne sich durch irgend etwas aufhalten zu lassen, in das nicht einladende Stadtviertel, wo sie die Straße und auch das Haus mit solcher Sicherheit wiederfand, als wäre sie schon öfter dagewesen.

Wieder stieg sie die finstere Treppe hinan, klopfte an die Tür und versuchte, sie zu öffnen.

Aber sie war fest verschlossen; kein Ton drang vom Innenraum zum Flur hinaus und nichts regte sich, so kräftig sie auch gegen die Tür schlug — Neerbosch war gewiß nicht anwesend. Unverrichteter Dinge mußte sie zurückkehren und mit Geduld bis zum morgigen Tage warten.

Sie hatte noch nie den trägen, langsamen Ablauf der Stunden so schwer empfunden wie an diesem Nachmittage und am folgenden Tage. Es war ihr, als wenn sie gar nicht den Moment erwarten könnte, an dem sie dem alten Manne wieder gegenüberstehen und mit ihm sprechen würde.

Am folgenden Tage aber ging sie schon zu zeitiger Vormittagsstunde hin. Ihr klopfte das Herz, als sie das Haus betrat und rasch, als hätte sie größte Eile, glitt sie die Treppe hinauf.

Doch sie war vergebens gekommen. Die Tür war wieder verschlossen und nichts rührte sich drinnen. Else mußte sich sagen: weil er wußte, daß sie kommen würde. Traurig ließ sie den Kopf hängen, das Herz wurde ihr schwer, und ratlos stand sie vor der stummen Tür, voll Schmerz, daß ihre Vorsätze und Pläne doch im letzten Augenblick zunichte werden sollten.

Endlich entschloß sie sich, zu gehen. Aber indem sie wieder die schmutzige Straße dahinschritt, stieg der Trotz in ihr auf. Nein, so leicht ließ sie sich doch nicht abschrecken! Hatte sie in starrem Eigensinn bisher das dunkle Ziel verfolgt, so tat sie es auch weiter bis zur letzten Möglichkeit. Mag der Alte nun jetzt zu Hause sein oder nicht — sie wird wieder und wieder kommen, bis sie ihn antreffen und den letzten, vielleicht dann noch einmal den allerletzten Versuch machen wird.

Und schon am Nachmittag war sie wieder da. Sie klopfte nicht, sondern drückte gleich die Klinke nieder, und die Tür gab auch sofort nach.

Er saß am Tisch vor einem Stückchen Papier, mit einem Bleistift in der Hand und rechnete. Als sie eintrat, wandte er den Kopf und war sichtlich überrascht, daß sie es war. Ein Ausdruck des Ärgers lagerte sich auf seinem durchfurchten blassen Gesicht — er machte gar keinen Hehl daraus, daß ihm der Besuch recht unwillkommen war.

Sie tat aber, als wenn sie es gar nicht bemerkte.

„Guten Tag, Herr Neerbosch", sagte sie sehr freundlich. „Ich freue mich wirklich, daß ich sie endlich treffe."

„Wozu kommen Sie denn, Fräulein?" sagte er verdrießlich und rauh.

„Sie wissen ja —" begann sie.

„Ich weiß doch nichts", unterbrach er sie. „Ich weiß gar nichts. Ich kann Ihnen nichts sagen, Sie sollen mich in Ruhe lassen. Das sind dumme Sachen, die Sie von mir wollen. Ich habe keine Zeit."

Sie hörte ihm ruhig zu — sie war ja auf ähnliches bereits gefaßt — und ihre Miene blieb freundlich lächelnd wie vorher, als sie ihn begrüßte.

„Sie haben recht, Herr Neerbosch, daß Sie mich so ausschelten", meinte sie in begütigendem Tone. „Ich war dumm, sehr dumm mit dem, was ich von Ihnen verlangte. Darum möchte ich Ihnen einen andern Vorschlag machen."

„Ich habe aber keine Zeit, Fräulein", sagte er nun in etwas sanfterem Tone.

„Sie wissen, Herr Neerbosch, daß ich Ihnen Ihre Zeit bezahlen werde", entgegnete sie.

„Nein . . . nein . . . behalten Sie nur Ihr Geld", meinte er verdrießlich, „ich bin kein Räuber und kein Bettler."

„Gut, also vorläufig noch nicht", sagte sie. „Aber Sie müssen mich anhören. Das schadet Ihnen doch weiter nichts."

Nun schwieg er, wie ein Mensch, der gezwungen sich in das Unvermeidliche fügt.

Sie lehnte sich ein wenig gegen den Tisch, während er auf seinem Platze beharrlich sitzen blieb — sie sollte es fühlen, daß er sie loswerden wollte.

„Also, hören Sie, Herr Neerbosch", begann sie in einer Art, als wenn sie ihm etwas erzählen wollte. „Ich sehe ein, daß ich dumm gewesen war, und Sie hatten recht, daß Sie mir nicht antworten wollten. Aber sehen Sie, mein ganzes Glück, mein ganzes Leben hängt davon ab, daß ich erfahren soll, was ich erfahren will." Er machte eine Bewegung der Ungeduld, aber sie kehrte sich nicht daran, sondern sprach weiter:

„Ich sage noch einmal, es kommt mir nicht auf mehrere hundert Gulden an. Und nun mein Vorschlag: Ich werde von dem, was Sie mir vielleicht sagen, hier in Holland keinen Gebrauch machen. Ich werde kein Wort reden. Ich will nur die Gewißheit haben, um den Mann zu finden. Ich will den Mann bloß sehen, will wissen, wer er ist. Und ich mache vielleicht auch in Deutschland keinen Gebrauch davon. Ich will nur die Wahrheit erfahren und mich überzeugen, weiter nichts, ich schwöre es Ihnen."

Er ließ sie ausreden und blieb ganz ruhig. Nun sagte er trocken:

„Ja, Fräulein, aber ich weiß nichts."

„Doch!" sagte sie nunmehr, die Geduld verlierend. „Sie wissen und können mir Auskunft geben, wenn Sie nur wollen."

„Tut mir leid", beharrte er, „ich weiß nichts zu sagen."

Einen Moment starrte sie ihm mit einem großen, verzweifelten Blick an. Und plötzlich verlor sie alle Fassung. Die ganze Mühe, der ganze große Aufwand scheiterte an seinem ewigen „ich weiß nicht"; alles Wollen, alle Arbeit waren vergebens, verloren. Vor ihr öffnete sich eine große, graue Leere . . . eine endlose Kette von Vorwürfen, Streit, Ärger und Glücklosigkeit. Und als wäre in einer jähen Vision der ganze Jammer dieser traurigen Zukunft vor

ihren Augen erschienen, brach sie plötzlich in leises Weinen aus, in ein starkes, schmerzvolles, ergreifendes Weinen, dem man die Tiefe der Trauer, die Wahrheit der Verzweiflung ansah und anhörte.

Neerbosch rückte verlegen und ratlos auf seinem Stuhl, stand dann auf, ging zur Schleifbank, kam wieder zurück und wußte nicht, was er mit sich und dem fremden Mädchen anfangen sollte. Er hörte und fühlte die Kraft ihres Schmerzes, er begriff, daß da ein Mensch im Zimmer stand, der weint, wie einer, der alles verloren und keine Hoffnung mehr hat. Und da regte sich etwas in ihm, dem er mit jeder Sekunde immer mehr nachgab.

Er trat auf sie zu und berührte leise ihre Schulter.

„Weinen Sie doch nicht, Fräulein", sagte er bewegt, „ich will Ihnen ja . . . na, ich werde Ihnen sagen . . ."

Sie blickte ihn mit nassen Augen fragend an und bemühte sich, Fassung zu gewinnen.

Er stand neben ihr und sah, wie ihr die Tränen noch immer unaufhaltsam aus den Augen flossen.

„Aber nichts sagen", fuhr er fort, „niemals sagen . . . wenn Sie mich alten Mann nicht tot machen wollen . . . verstehen Sie? Es ist ein Herr . . . ein Deutscher . . . groß, blondes Haar, blonder Schnurrbart . . . hat oft viele Steine . . . ich weiß nicht, wie er heißt. Ich bin ein armer Mann und muß leben. Was geht es mich an, wo einer die Sachen nimmt. Er bezahlt gut . . . ich arbeite. Ich will Ihnen zeigen, wie er es machen läßt."

Es wurde ganz still im Zimmer. Er schritt zur Schleifbank und streckte die Hand aus, um etwas zu ergreifen. Sie folgte ihm langsam nach.

Plötzlich aber machte er eine Bewegung, horchte eine Sekunde, und war dann mit einem raschen Sprung an der Tür, wo er leise und vorsichtig den Schlüssel umdrehte. Auf den Fußzehen ging er dann zu einer niedrigen Tür in einer Ecke des Zimmers, öffnete sie rasch und flüsterte:

„Gehen Sie herein, in die Küche, schnell."

Sie tat es und er machte die Tür vor ihr zu.

Fast im gleichen Moment knallte die Klinke des Einganges, und darauf folgte ein Klopfen in rhythmischen Doppelschlägen. Neerbosch öffnete langsam.

„Schlafen Sie, Mynheer Neerbosch?" fragte eine Stimme heiter.

Der Mann, den Neerbosch vor wenigen Minuten beschrieben hatte, stand vor ihm.

Ja, er hatte blondes Haar und einen rötlichen blonden Schnurrbart.

„Ich habe gleich mehrere Stücke", sagte er. „Aber ich will sie schnell haben. Sie müssen fleißig sein."

Er legte sie vor Neerbosch hin, ohne zu bemerken, daß der Alte etwas befangen und sehr einsilbig war. Dann setzte er auseinander, wie er die einzelnen Steine im Schliff geändert haben wollte. Eine Sekunde — aber auch nur eine Sekunde — unterbrach er sich bei einem Geräusch, das wie das leise Niederdrücken und Aufschlagen einer eisernen Türklinke klang. Aber es war weiter weder etwas zu sehen, noch zu hören. Nun fuhr er in seiner Auseinandersetzung fort, und als er sich überzeugt hatte, daß Neerbosch genau Bescheid wußte, fragte er:

„Wie lange wird es dauern, Mynheer Neerbosch? Ich kann nur kurze Zeit in Amsterdam bleiben."

„Vier, fünf Tage", antwortete Neerbosch.

„Nein — in drei Tagen — sicher — Stück für Stück fünfundzwanzig Gulden . . . ist ja nicht viel Arbeit dabei. Also ja?"

„Ich will mir Mühe geben", sagte Neerbosch.

„Na, adieu, Mynheer", sagte der andere lachend, „ich komme in drei Tagen."

Die Tür schlug hinter dem Besucher zu, Neerbosch horchte, wie er die Treppe hinunterging, dann schritt er mit eigentümlich verzogenem Gesicht zur Küche hin, um Else herauszulassen. Aber an der Tür prallte er erschreckt zurück — sie war halb geöffnet und Else stand in dem kleinen, engen, schmutzigen Raume an die Wand gelehnt, bleich, mit verzerrtem Gesicht und großen, weit geöffneten, schreckensvollen Augen.

„Was ist Ihnen, Fräulein?" fragte Neerbosch bestürzt.

Sie suchte nach Atem; sie konnte nicht sprechen.

Endlich sagte sie stoßweise: „Nichts — nichts — mir ist wieder wohl. Sie können ruhig sein, Herr Neerbosch — nie — nie — werde ich etwas sagen. Keine Polizei wird etwas erfahren. Ich kenne den Herrn — ja . . ."

Sie erholte sich erst allmählich, jedoch ohne daß die tiefe Blässe von ihren Wangen wich.

Dann öffnete sie langsam ihre Handtasche und legte fünf Hundertguldenscheine auf den Tisch, im Begriff, noch mehr zu geben, wenn er unzufrieden sein sollte.

„So viel Geld, Fräulein?" bemerkte er.

„Sind Sie zufrieden?" fragte sie.

„Das ist viel, sehr viel Geld für mich", meinte er.

Sie streckte ihm die Hand entgegen.

„Ich danke Ihnen, Herr Neerbosch", sagte sie. „Und noch einmal: Ich schwöre Ihnen — Sie können ganz ruhig sein. Ich reise noch heute ab."

Sie nickte ihm noch einmal zu und ging rasch, noch am ganzen Körper zitternd, die Treppe hinab.

Unten atmete sie tief auf. Aber die Erregung wurde nicht schwächer in ihr, sondern wuchs und steigerte sich fast mit jeder Minute.

Sie hatte den Mann gesehen, sie wußte nun, wer es war, sie hatte ihn erkannt: Karl Döring!

Karl Döring in der Maske, mit blondem Haar, blondem Schnurrbart . . . flüchtige Färbungen, die er jederzeit nach Willkür beseitigen konnte . . .

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Erich Hofer holte aus seiner Tasche seines Reisekoffers, der offen, aber nicht ausgepackt auf dem Fußboden lag, einige Schriftstücke und Aufzeichnungen heraus und legte sie zum Handgebrauch auf den Tisch.

Er war in dieser Nacht zu später Stunde von seiner Reise zurückgekehrt und hatte sich, da er stark ermüdet war, sofort zur Ruhe begeben, ohne weiter nachzusehen, ob Briefschaften oder sonstige Eingänge für ihn bereitlagen. Was etwa während seiner Abwesenheit an ihn gekommen war, konnte noch die wenigen Stunden warten, bis er ihnen die notwendige Aufmerksamkeit widmen würde.

Und jetzt tat er das, nachdem ihn die Ruhe erfrischt hatte. Unter den eingelaufenen Briefen fand er manches, was ihn gleichgültig ließ, und manches, was ihm keine besondere Freude machte. Nun ja . . . er hatte ja gewußt, daß es nicht so notwendig war, sich mit der Durchsicht der Eingänge zu übereilen.

Was ihn jedoch in große Verwunderung versetzte und ihn etwas beunruhigte, war eine hübsche Ansichtskarte von Else. Die Karte zeigte ein Bild von Amsterdam und war auch dort geschrieben und aufgegeben worden. Amsterdam? Was mochte Else dort zu suchen haben? Was hatte sie zu dieser Reise veranlaßt? Schwerlich war sie in Gesellschaft des Geheimrates oder der Mutter erfolgt; eine Fahrt bis zu solcher Entfernung und noch dazu in das fremdsprachige Ausland war gegen alle Gewohnheiten des Herrn Geheimen Rechnungsrates Zimmermann, der niemals über einen Badeort an der Ostsee hinausgekommen war.

Else schrieb ihm:

„Herzlichste Grüße aus Amsterdam, lieber Erich. Ich denke treulich an dich und unser Glück. Wenn du heimkehrst, benachrichtige mich. Du darfst mir ruhigen Herzens ins Haus schreiben, wie in früheren Tagen.

Deine Else."

Der letzte Satz machte ihm allerdings Freude; daß er ihr schreiben durfte wie zur Zeit des Verlöbnisses, ließ auf das beste schließen.

„Aber was hatte sie in Amsterdam zu tun?" fragte er sich wieder und wieder.

Noch ein Brief lag da von Frau Erna Hartmann. Der war schon vor etwa acht Tagen gekommen und enthielt die Frage, ob er, Hofer, noch immer nicht in Berlin sei, und ferner den Ausdruck der Hoffnung, daß sie ihn bald in ihrem Heim würde begrüßen können.

Schließlich fanden sich noch Zuschriften von seinen früheren Kunden, von Uhrmachern, mit der Bitte um Besuch, mit der Anfrage, warum er denn gar nicht käme, und mit Bestellungen für weitere Lieferung.

Er lächelte heiter. Diese Geschäfte würde er wohl kaum wieder jemals machen. Was er nun seit Wochen in der Hand hatte, brachte ganz andere Erträge und bot ganz andere Aussichten.

(Fortsetzung folgt.)

Tante Flörchen.

Von W. Popper.

(Nachdruck verboten.)

Ein vierundzwanzigstündiger Landregen — eine historische Tante mit halbseitiger Migräne — ein Onkel, dessen Ernteaussichten durch den Regen bedeutend gesunken, dessen Miene daher noch finsterer war als der wolkenbedeckte Himmel — zwei Bäschen, die noch lange Zöpfe und kurze Kleider trugen und jeden Tag zwei Stunden lang Fingerübungen spielten — ein fünfzehnjähriger Schlingel, der zu allen Schelmenstreichen bereit, vor dem älteren Vetter gar keinen Respekt hatte — eine Engländerin in den sogenannten besten Jahren, mit falschen Zähnen, graublondem Scheitel und wasserblauen Augen, die einem beim Essen, dem einzigen Lichtpunkt dieses trübseligen Daseins, immer auf die Finger sahen — das konnte nicht eben erheiternd auf einen jungen Mann wirken, der mit einem Koffer voll Illusionen und einer Handtasche voll nagelneuer Halsbinden und weißen Gamaschen auf das Landgut seiner Verwandten gekommen war. Ich war also entschlossen, mein Bündel zu schnüren und morgen abzureisen, als mein Onkel beim Mittagessen, ein Telegramm aus der Tasche ziehend, sagte: „Richtig, ich habe heute von Ludwig eine Depesche erhalten, in der er mir anzeigt, daß Tante Flörchen morgen ankommen wird; wir sollen sie mit dem Wagen an der Station erwarten."

Die Kinder brachen bei dieser Nachricht in ein Jubelgeschrei aus.

„Papa", sagte Trude, „du wirst sehen, daß der Regen morgen aufhört."

„Woher weißt du das, du grüner Laubfrosch?"

„Weil die Sonne immer scheint, wenn Tante Flörchen da ist."

„Wer ist denn diese Tannte Flora?" fragte ich meinen Onkel Roderich. „Ist sie auch mit mir verwandt?"

„Nein, sie ist eine Verwandte meiner Frau, also ihr werdet gewiß bald die besten Freunde sein."

Nach Tische, als ich mich in mein Zimmer zurückzog, ertappte ich mich dabei, daß ich prüfend mein Spiegelbild betrachtete, mit größter Sorgfalt mein Haar teilte und glättete und über das Resultat meiner Bemühungen ein befriedigtes Lächeln nicht unterdrücken konnte. In diesem Augenblick trat Fritz ein, und so lästig mir auch sonst die Besuche meines Vetters waren, so war er mir doch heute willkommen, da ich einige Fragen an ihn stellen wollte.

„Nun, Fritzchen", begann ich diplomatisch, „du scheinst dich ja schon auf die Ankunft Floras zu freuen; ist sie denn wirklich so nett?"

„Sie ist mehr als das, sie ist ein lustiger, guter Kamerad."

„Hat sie denn keine schwache Seite?"

Das bisher ernste Gesicht meines hoffnungsvollen Vetters nahm einen Schelmenausdruck an: „O ja, ihre schwache Seite ist der Nietzsche, besonders der „Zarathustra"." —

Ich schüttelte mich. „Na — wie sieht die Tante aus — ist sie hübsch?"

„Hübsch ist kein Wort. Sie hat braune Rehaugen und tizianblondes Haar."

„Geh, Fritz, bring mir den „Zarathustra" aus dem Bibliothekzimmer herunter; da wir gestern zufällig über Nietzsche sprachen, weiß ich, daß ihr seine Werke habt."

Fritz holte mir den „Zarathustra", und ich beschloß, den Rest des Tages dieser Lektüre zu widmen.

Am nächsten Morgen schien wirklich die Sonne; die Wolken auf der Stirn Onkel Roderichs hatten sich zerteilt. Tante Malwine sagte beim Frühstück „bitte" zu dem Stubenmädchen und nicht wie sonst „dumme Gans", und die drei Rangen strahlten vor Freude.

„Wer darf zur Station mitfahren?" fragten die Kinder bittend.

„Ich fahre selbst", sagte der Onkel, „und da noch diverse Handtaschen und Hutschachteln im Wagen untergebracht werden müssen, so könnte höchstens Fritz am Bock neben dem Kutscher sitzen."

Fritz kannte sich nicht vor Freude. Es war schon drei Uhr nachmittags, als der Wagen vorfuhr; zur Teestunde sollte die ungeduldig Erwartete eintreffen. Ich benutzte die Zeit zur Lektüre des „Zarathustra", hatte jedoch kaum zu lesen begonnen, als der Wagen schon in den Torweg rollte. Ich wartete bescheiden, bis der Gast mit geräuschvoller Freude begrüßt und in das mit Blumen geschmückte Ankleidezimmer geführt worden war, und begab mich erst in das Speisezimmer, nachdem das Stubenmädchen mich zum Tee gerufen hatte. Die Schwelle übertretend, überflog ich mit neugierigem Blicke die Anwesenden, bemerkte aber außer den Familienmitgliederen nur eine alte, silberhaarige Dame, die zur Rechten der Hausfrau saß. Sollte Fräulein Flora sich eine Begleiterin mitgebracht haben? Und wo war sie selbst — machte sie noch immer Toilette? Da führte mich Onkel Roderich zu der freundlichen Greisin, und nachdem er mich ihr vorgestellt, sagte er: „Dies ist also unsere Tante Flora, von der du schon so viel Schönes und Gutes gehört hast!"

Ich zog die schmale Greisinnenhand an die Lippen und warf gleichzeitig dem unverschämten Fritz einen vernichtenden Blick zu. Unter dem Vorwande, einen Brief schreiben zu müssen, zog ich mich nach dem Tee in mein Zimmer zurück, das ich mit so großen Erwartungen verlassen hatte. Das erste, was ich tat, war, daß ich den „Zarathustra" zur Erde warf, und das nächste, daß ich meine beschädigten Illusionen und meine tadellosen Halsbinden wieder einpackte. Morgen wollte ich abreisen, denn ich konnte mich doch von so einem grünen Jungen nicht zum besten haben lassen.

Erst beim Nachtmahl zeigte ich mich wieder, und da konnte ich nicht umhin, zu bemerken, welche Veränderung mit allen Anwesenden vorgegangen war. Die sonst in Gegenwart Miß Drywoods so kleinlauten Mädchen plauderten und lachten, der unverschämte Fritz schwieg still bescheiden, Tante Malwine war die Liebenswürdigkeit selbst, da nun jemand da war, der sie bemitleidete, und Onkel Roderich war in der besten Laune, seitdem Tante Flora ihm berichtet hatte, daß sein Weizen viel dichter und höher stehe als der der Nachbarn. Emma, das arme Opferlamm Tante Malwines strahlte, weil Tante Flora ihrem Bruder die Stelle eines Forstigehilfen verschafft hatte. Tante Malwine legte mir die besten Bissen auf den Teller; Onkel Roderich schenkte mir immer wieder mein Glas voll und zankte, weil ich nicht für zwei essen und trinken konnte.

„Ei, Herr Doktor", meinte Tante Flora, „wie ich hörte, haben Sie alle Prüfungen mit so vorzüglichem Erfolge bestanden und haben doch diese wichtige Lebenskunst, das Genießen und Würdigen der gastronomischen Produkte, nicht erlernt?"

„Ich habe es in dieser Kunst weiter gebracht als in den anderen", erwiderte ich, „doch habe ich den im Gymnasium erlernten Spruch auch noch in Erinnerung:

„Edimus ut vivamus, non vivimus ut edamus."

„Ich bitte um die Übersetzung dieses Spruches", sagte Tante Flora, „ich bin nicht so gelehrt, ihn zu verstehen, denn zu meiner Zeit strickten die Mädchen noch Strümpfe."

Fritz beeilte sich, zu übersetzen: „Essen wir, um zu leben, aber leben wir nicht, um zu essen."

Unterdessen wollte ich dem Taugenichts, der mir so viele Lügen aufgebunden, unter dem Tisch einen Fußtritt geben, traf aber, statt seiner, den armen Lord, der schmerzlich aufheulte. Da ich sah, daß die alte Dame erschreckt zusammenfuhr, wollte ich mein Verschulden gutmachen und begann vom Nietzsche zu sprechen, indem ich, an die „Lebenskunst" anknüpfend, das Gespräch auf die Philosophie hinüberleitete.

„Verehrter Herr Doktor", sagte sie lächelnd, „da kann ich Ihnen wieder nicht folgen, denn diese Regionen sind mir zu hoch und zu kalt. Für mich gibt es keine Übermenschen, sondern nur Nebenmenschen; für mich gibt es nur „gut und böse" und kein „Jenseits". Meine ganze Philosophie besteht darin, die Menschen von der besten Seite zu nehmen, mir selbst und den andern das Leben so angenehm als möglich zu machen und keine der kleinen Freuden zu verschmähen, die das Dasein uns bietet. Diese hausbackene Philosophie ist die richtige Altweibermühle, aus der wir verjüngt hervorgehen und ich glaube, wir werden bald gute Freunde sein."

Sie reichte mir die Hand, ich schlug herzhaft ein und — war gefangen, war richtig in ihrem Zauberbann wie alle andern.

Ich reiste am nächsten Tage nicht ab, sondern bemühte mich — allerdings nicht mit Beihilfe der weißen Gamaschen, der diskreten Halsbinden und des „Zarathustra" — um die Gunst der alten Dame. Ich gab dem Lord statt der Fußtritte manchen Leckerbissen und versuchte es, Fritzchens Schelmenstreiche von der humoristischen Seite zu nehmen; der sicherste Weg zu dem Herzen Tante Flörchens!